



Illustrierte Monatschrift aus der Mission der Brüdergemeine.

Neunter
Jahrgang.

Neue Folge: 4. Jahrgang.

Mai 1914.

Jährlich Mk. 1.20 einschl. Porto.

~ Eile tut not. ~

Noch ein Blick auf das Titelblatt-Bild unsers Missionsblattes!

Was sehen wir da in der Richtung, in die die erhobene Hand des Heilands weist? Einen schwarzen Himmel. Gewitter ist im Anzug. Eile also tut not, denn die Ernte ist offenbar bedroht.

Das erinnert uns einerseits an die großen Missionsgelegenheiten unserer Tage, andererseits an die Behinderungen der Missionsarbeit.

Da ist erstens das Erwachen der Völker in Ost-Asien, in Indien, in Süd-Afrika! Wer hätte gedacht, daß wir so bald in China ein Parlament sehen würden; wer hätte den Bildungshunger vermuten können, der jetzt China, Japan, Indien und in Afrika z. B. die Nyassa-Völker ergriffen hat? Das ist etwas Herrliches, denn es schafft nun Missionsgelegenheiten, wie man sie früher in der Weise nicht kannte; und es ist Eile nötig, um diesen Hunger zu befriedigen. Daher beschloß die Konferenz in Daresalam beispielsweise die Beschaffung einer Lite-

ratur in der Eingebornensprache Ost-Afrikas und speziell eine Übersetzung des Neuen Testaments in die dortige Verkehrssprache, das Suaheli.

Über freilich, Eile tut not, denn sonst würde dieser Bildungshunger anstatt zur frohen Aussicht auf Arbeitserfolg zur großen Gefahr für das Christentum. Denn auch andere wollen diesem Bildungshunger Befriedigung verschaffen. Wie manches Schiff trägt aus dem Abendland christliche, aber sehr verschiedene geartete Literatur in den fernen Osten! Was für Literatur ist das oft! Auf Grund deren Häckel und Xenan in Japan eifrig studiert und das freieste Christentum verbreitet wird. Das indische Heidentum nähert sich vielfach dem Christentum. Diese Beobachtung brachte der Basler Missions-Inspektor Frohnmeyer von seiner Visitation mit nach Haus. Er war auf einigen Stationen mit wahren Enthusiasmus empfangen worden, mit Trommeln, Böllerschüssen und Elephanten, und auf einer Fahne

stand zu lesen: „Heil Jesu, siege!“ Und diese Ehrung hatten Heiden veranstaltet. So trieb sie der Bildungshunger dem Christentum in die Arme! Aber es tut auch dort Eile not, damit nicht ein anderes als das uralte, ewig neue Evangelium Platz greife. — In Japan schien es vor kurzem, als wollte dort das Christentum im Großen Einzug halten, jetzt hört man schon von Rückwärtsbewegungen, und man muß froh sein, daß noch der Unterrichtsminister dem Volke die Religion erhalten wissen will, indem er es aussprach: „Geistliches Leben muß die Grundlage der Sittlichkeit bleiben.“ Eile tut not!

Die Nationen „fühlen sich,“ und auch dabei kommt es nun darauf an, daß wir mit dem Christentum ihnen so schnell wie möglich zurechthelfen und sie leiten. Man denke an die Rassenbewegungen. Ein erster großer Rassen-Kongreßtag fand Ende Juli 1911 in London statt. Man hielt fünfzig Vorträge über Thematika wie diese: Der Einfluß der Mission, der Branntweinhandel, das süd-afrikanische Problem, die Neger in den Vereinigten Staaten, die Pflichten der weißen Rasse gegenüber der schwarzen. Und der Berliner Missions-Inspektor Wilde urteilte nach seiner Visitation 1912 sehr richtig: „Das Selbständigkeits-Bewußtsein ist an sich etwas durchaus Erfreuliches, aber es muß geleitet werden.“ Und zwar bald und richtig.

Auch Rom ist energisch auf dem Plan. Zu allen Zeiten gab es ja Arbeit von seiten der Katholiken auch im Bereich der evangelischen Missionsgebiete. Wir fanden sie in Suriname, in Kalifornien, in Nicaragua. Sie ist neuerdings in Afrika systematischer entdeckt. Seit dem Beginn der Kolonial-Ära in Deutschland ist ein

stärkerer Zug zur Beteiligung am Missionswerk in die deutsch-katholischen Kreise gekommen. Früher ging ihre Betätigung fast ausschließlich von den großen französischen Missionsvereinen aus. Seit den achtziger Jahren gibt es eine ganze Anzahl deutsch-katholischer Missionshäuser und viele Missionsvereine. Die seit Herbst 1902 gehaltenen Kolonialkongresse, bei denen zum erstenmal katholische und evangelische Männer auf dem Parkett des Reichstagsgebäudes nebeneinander standen, scheinen die katholische Welt zu der Erkenntnis geführt zu haben, daß sie viel stärkere Anstrengungen machen müssen. Ihre Rückständigkeit auf literarischem Gebiet hatte ihnen ja Professor Warnack schon oft zum Bewußtsein gebracht. Jetzt ist Leben in die katholischen Kreise gekommen, Männer wie Fürst von Löwenstein, Pater Streit und Schwager, sowie Professor Schmidlin in Münster sind die Führer der Bewegung, und auf der Generalversammlung der Katholiken, Herbst 1909 in Breslau, wurde eine Missionskommission gebildet, die im Januar 1910 in Berlin zum erstenmal zusammen trat und die Hebung des geistigen Niveaus der Veröffentlichungen und der Missions-Werbefammlungen in Deutschland beschloß. Und tatsächlich sind seitdem eine Anzahl trefflicher wissenschaftlicher Werke von katholischer Hand erschienen; vor allem eine katholische Missionszeitschrift, die der Warnack'schen nachgebildet ist. Ihr Herausgeber, Professor Schmidlin ist sogar zum katholischen Missionsprofessor in Münster ernannt worden, und hat bereits neben den Vertretern der evangelischen Mission Professor D. Mirbt, Prof. D. Julius Richter und Professor D. Paul am Kolonialinstitut in Hamburg in Vorlesungen die katho-

lische Mission zu Wort kommen lassen. Ferner hat man in Fulda ein erstes großes Missionsfest gefeiert, auch akademische Missionsvereine gegründet, deren erster in Münster ein Jahr nach seiner Gründung schon mehr Mitglieder gehabt haben soll als alle evangelischen studen-

tischen Missionsvereine zusammen. Das ist nur ein flüchtiger Blick in die Kistkammer des deutschen Katholizismus, der auch die Waffen schmiedet für den Kampf draußen.

Sehet in das Feld! Eile tut not. Darum auf zur Arbeit! Aber auch zum Gebet!

Ein Besuch in Neu-Nleya im Nyassagebiet Deutsch-Ostafrikas.

Infolge eines Abkommens mit der katholischen Mission haben wir auf einen Landstrich im Norden unsers Nyassagebiets Verzicht geleistet, in dem bereits im Jahre 1906 Bruder

östlich im Gebiet des Häuptlings Malema.

Zum erstenmal führen uns heute einige Illustrationen diese neue, jetzt im wesentlichen fertige Station vor. Man



Kirche, davor Schwester Kruppa.

Schule, davor Br. Kruppa.

Nach der Predigt in Neu-Nleya (Nyassagebiet).

Kruppa eine Station angelegt hatte, nämlich Nleya. Bruder Kruppa hat daraufhin im Jahre 1911 eine Verlegung dieser Station vorgenommen, d. h. einen neuen Mittelpunkt seiner Arbeit geschaffen, ein bis zwei Tagereisen weiter

hat ihr den Namen Neu-Nleya beigelegt.

Das erste Bild führt uns (links) die Kirche und (rechts) das Schulgebäude vor Augen, sowie eine ganze Schar der Predigtbesucher. Die Aufnahme wurde

nach Schluß eines Predigtgottesdienstes hergestellt. Am 1. Oktober 1911 konnten Geschw. Kruppa dies neue Gotteshaus seiner Bestimmung übergeben. Es war bei dieser Feier überfüllt. Gepredigt wird in der Safwasprache, die es für unsere Brüder erst zu erlernen galt.

Das Wohnhaus, das uns das zweite Bild zeigt, hat die Missionsfamilie (die sich uns auf dem dritten Bild vorstellt) am 6. Oktober 1911 bezogen. Man hatte aber damals noch mit der inneren Einrichtung viel zu tun. Und hatte auch unsere Nachbarstation Utengule freund-

lassen hatte. Im Gegenteil: es gab viel zu gießen. Auch zeigte sich viel Ungeziefer: Schlangen, Skorpione, Sandflöhe und als der Regen einsetzte, leider auch viele Moskiten. Wo diese herkamen, erschien ein Kätsel, denn die Höhe, auf der die Station liegt, ist trocken und auch die Umgegend durchaus nicht sumpfig.

Leider herrschte in der Nachbarschaft mancherlei Krankheit, in der weiteren Umgegend sogar die Pest. Und zu diesen Nöten kam auf der Station noch eine geradezu unerhörte Raubtierplage. Löwen, Leoparden und Hyänenhunde



Wohnhaus (davor Geschw. Kruppa) und Barackenhaus (mit Raum für Baracke, Laden usw.) in Neu-Meya, Nyassa.

lichst ausgeholfen und eine ganze Menge geschnittene Bretter geschickt, so galt es doch nun für Br. Kruppa daraus Läden, Bänke, Pulte, kurz was nur irgend gebraucht wurde, selbst zu fertigen. Ach, was hatte überhaupt die Stationsanlage für Mühe verursacht! Und schließlich war noch ein Garten einzurichten und eine Wasserleitung in Gang zu bringen. Es zeigte sich leider, daß dieser Landstrich doch nicht, wie man gehofft hatte, regenreicher war als der, den man ver-

schlugen Rinder und Ziegen in Menge. Ja den Löwen fielen auch einige Menschen zum Opfer. Eines Nachts versuchte ein Löwe, in Br. Kruppas Zelt einzudringen und belästigte auch einen seiner Träger. Zum Glück konnte man ihn durch Feuerbrände und Geschrei verschrecken.

Die Bevölkerung jener Gegend gehört größtenteils zum Safwa-Stamm, dagegen rechnet sich der Häuptling Malema, in dessen Gebiet Neu-Meya liegt, schon zu den Waguluha.

Die Christengemeine zählte in Alt-Meya rund 100 Seelen. Es war eine große Freude für den Missionar, daß der größte Teil dieser Schar ihm auf den neuen Wohnplatz, nach Neu-Meya, folgte und dorthin übersiedelte.

Eine besonders schöne Feier brachte das erste Weihnachtsfest in der neuen Kirche. In den fünf vorangegangenen Jahren hatte man keinen so schönen Gottesdienstraum zur Verfügung. Hier gab es nun ein Kirchlein mit Fenstern, verschließbaren Läden und Türen. Die Christen hatten Palmenwedel herbeigeschafft; so konnte die Kirche geschmückt werden. Und Schw. Kruppa hatte durch selbstgemachte Wachsterzen für die Beleuchtung Sorge getragen. Ein Transparent gab Gelegenheit zu staunender Bewunderung. Die lang geübten Weihnachtslieder klangen frisch und froh zu Ehren des Christkinds.

Eine Schule konnte Anfang März 1912 in Gang kommen. Etwa vierzig Kinder kamen bald ziemlich regelmäßig. Auch Unterricht für „neue Leute“ und für Taufbewerber fing Br. Kruppa an.

Die Zahl der Christen betrug Ende 1912, wie gesagt 100. Von diesen wohnten 66 auf den Außenposten. Man zählte nämlich außer der Hauptstation schon drei Außenplätze und zwölf Predigtposten. Und neben dem Missionar und seiner Gattin, die ihm tüchtig hilft, standen schon fünf Helfer aus den Eingeborenen, die in Predigt und Seelsorge, sowie im Schuldienst Gutes leisteten. Das Bild (S. 70) zeigt sie uns: In der hinteren Reihe steht in der Mitte der Häuptling und Helfer Nsulwa, von zwei Monitoren oder Schulgehilfen flankiert, in der Mitte der vorderen Reihe sehen wir Mbukile, zu dessen Linken Mose, rechts Wamulandatila,



Geschwister Kruppa in Neu-Meya mit zwei Kindern und zwei eingeborenen Pflinglingen.

die beide am Lupa stationiert sind. Tages-
schulen wurden Ende 1912 vier unterhalten, die zusammen von 70 Kindern besucht waren, von denen 16 Christen waren und 29 Mädchen. Mit den Taufbewerbern und „neuen Leuten“ hatte Br. Kruppa damals, Anfang 1913, 145 Seelen in Pflege. Für die Helfer hielt er einen Fortbildungskursus auf der Station. Überdies kontrollierte er natürlich ihre Arbeit besonders durch Besuche, die er auf den Außenplätzen unternahm. Von einer Predigtreise in der Umgegend erzählt er in unserem „Missionsblatt“ (Maiheft 1914) ausführlich. Er kann seinen Bericht dort abschließen mit der Schilderung eines Tauftags auf dem Außenposten Itete. Gott schenke ihm und seiner Gattin auch weiter fruchtbringende, gesegnete Arbeit!

Einzelheiten aus der Arbeit in und um Neu-Meya.

Eine sehr erfreuliche Wirkung des Christentums war schon Ende 1912 der Umstand, daß die Mütter sich mehr in Kindererziehung übten; sie bestrafte oft Ungehörigkeiten und Ungehorsam recht scharf.

Ein Zug aus der Arbeit der Helfer: Mose, der an den Lupa versetzt wurde, berichtete: Als ich einst die Totenklage



Helfer und Schulgehilfen der Station Neu-Meya.

Hinten: in der Mitte Häuptling Nkulwa.

Vorn: Mose, Mbutile, Wamulandaitila.

hörte, die die Leute zum Opferbier ruft, ging ich auch hin; ich fand sie Ziegenfleisch schmausend und Bier trinkend. Auf dem Grabe hatte man eine Höhlung von der Größe eines Tellers ausgeworfen und Bier hinein gegossen. Auch Mose wurde Bier angeboten, er schlug es aber aus, weil er Christ sei. Darüber wunderten sich die Leute, denn sein Vorgänger Johannes hatte doch davon ge-

trunken. Darauf setzte Mose ihnen auseinander, daß sie töricht handelten, wenn sie Bier auf das Grab schütteten in der Meinung, die Toten tränken das. Ob sie denn je gesehen hätten, daß ein Toter noch etwas genösse? Mit dem Opferfleisch, das sie selbst äßen, würde die Sache noch widerspruchsvoller. Dieses gälte doch dem Geist des Abgeschiedenen, und dabei ließen sie selbst sich das Fleisch schmecken, da könne doch von einer Verehrung des Toten nicht die Rede sein. Da antworteten die Leute: „Ach ja, du hast wohl recht, aber wir sind eben noch nicht aufgewacht, unsere Väter machten es schon so, und da müssen wir es auch so machen.“

Auch in dem eine Stunde entfernten Trambi ist es nicht anders; zunächst wollen die Leute vom Evangelium nicht viel wissen.

An einzelnen Orten begegnete man noch direktem Widerstand, so von seiten eines Häuptlings, der unter anderem bei einer Krankheit sich vom Zauberdoktor behandeln ließ und ihm für vier Antilopenhörner voller Medizin sofort vier Milchkühe bezahlte, ein ganzes Vermögen für diese Leute! Dieser Zauberer untersagte dem Häuptling, auf die Mission zu gehen, da die Europäer Betrüger seien. Leider bestärkte den Häuptling in dieser Ansicht ein ausgeschlossener Christ.

Entschieden den fortgeschrittensten Eindruck machte Itete, nicht nur, daß sich die Leute dort eine Kirche und an zwei Außenplätzen Schulhütten bauten, sondern die Christen nahmen auch an der Ausbreitung des Wortes Gottes lebhaft teil. Dabei liegt ja freilich die Gefahr nahe, daß namentlich jüngere Christen ins Schwärzen kommen. Zwölf Außenplätze wurden von Itete aus besucht.

Treu hält zum Missionar noch immer Mwanda, obgleich sein Gebiet an Rom abgetreten werden mußte, er war mehrfach zum Besuch bei unseren Missionaren und erzählte im Dezember, daß Rom durchaus eine Schule bei ihm errichten wollte, aber er und seine Ältesten hätten es nicht erlaubt.

Die ärztliche Arbeit der Geschw. Kruppa beschränkte sich auf das Heilen von Fieber, Darmkrankheiten, Schlangenbissen und Wunden verschiedenster Art. Ein Mann, der einem Wildschwein einen

Speer in die Rippen gejagt hatte, war von diesem angegriffen und übel zugerichtet worden. Er wäre wohl gestorben, wenn nicht auf seinen Hilferuf hin Leute herbeigeeilt wären, die das Tier mit Speeren niedermachten. Leider brachte man den Verwundeten am nächsten Morgen zum Missionar, bei dem er dann bleiben mußte, um täglich verbunden zu werden. Die drei bösen Beinwunden waren aber im Heilen begriffen; und so hofft man, daß das rechte Bein wieder gebrauchsfähig werden wird.

Freiwillige Arbeit der Gemeinde in Elim.

Das Jahr 1909 war für unsere Station und Gemeinde Elim in Südafrika von besonderer Bedeutung. Vor allem war es eine große Arbeit, deren segensreiche Folgen sich noch lange spürbar machten.

Elim liegt an dem Neujahrsfluß. Dessen Bett war schon lange versandet; der Fluß nahm daher bei starkem Regen seinen Lauf durch die Gärten der Leute und richtete da viel Schaden an. Daher machten die Missionare im August 1909 den Männern den Vorschlag, durch „Gemeindearbeit“ ein neues Flußbett zu graben. Das fand allgemeine Zustimmung und durch achtmonatiges „Gemeindewerk“ wurde ein Graben von beinahe 1300 Fuß Länge, 16 Fuß Breite $5\frac{1}{2}$ Fuß Tiefe ausgeworfen, der nun das Flußwasser an den Gärten vorbeiführt und durch den auch ganz neues Gartenland gewonnen worden ist. Leider

zeigte sich der Boden so hart, daß meist mit der Spitzhacke gearbeitet werden mußte; es kostete viel Schweißtropfen; und manchmal entsank den Männern der Mut, ja sie spotteten schon, sie müßten breakwater gaan, d. h. in die Kapstädter Docks gehen, was gleichbedeutend ist mit Sträflingsarbeiten verrichten. Der Graben hat sich aber gut bewährt und den Leuten hinterher solchen Mut zur Gartenarbeit gemacht, daß nicht weniger als siebenzig neue Gartengrundstücke ausgegeben und ältere Gärten vergrößert werden konnten. Bei den schlechten Zeiten, welche gegenwärtig herrschen, muß man sich das Gold im Boden suchen und durch tüchtige Arbeit etwas verdienen. Gibt es daher auch wenig bares Geld, so schützt die Gartenarbeit nicht nur vor Mangel an Nahrung, sondern was wichtiger ist, vor Müßiggang und deren Folgen.

Segen gemeinsamer Arbeit in Gosen.

Zugleich etwas von Heuschrecken und Störchen.

Auch in Gosen herrschte in jenem Jahre eine empfindliche Notlage in der Gemeinde, und auch dort erwies sich die Arbeit als prächtiges Erziehungsmittel. Infolge von Regenmangel war die Mais- und Kaffertorn-ernte wieder fehl geschlagen; dazu kam, daß es den Männern an Arbeitsgelegen-

nicht. Als diese zweifelshafte Nahrungsquelle verstopft war, wurde nun der Missionsladen gestürmt. Um aber auch hier nicht Schulden auflaufen zu lassen, fand Bruder Marx einen glücklichen Ausweg dadurch, daß er den Leuten Arbeit verschaffte. Ein großer Teil des Gosen-er Landes, wie auch der Kloof (Tal) ist



Gosen in Südafrika.

heit fehlte und auch der Viehstand recht zusammengeschmolzen war. Der einfachste Ausweg war ja nun das Schuldenmachen, und den betritt ein Kaffer auch ohne Bedenken. Das machte sich wieder ein Cathcart'er Händler mit dem schönen Namen Fit Izolo, d. h. kam gestern, zu nuße. Er nötigte den Leuten Mais auf Kredit auf und machte dann Bankrott. Da wurden nun seine Außenstände gerichtlich eingefordert, und die Kaffern mußten bezahlen, ob sie wollten oder

von einem schädlichen knieholzartigem Strauch überwuchert, den man meist einfach Bosches (Büsche) nennt. Diesem sollte nun der Krieg erklärt und durch Abhacken mit Beilen der Saraus gemacht werden. Das war nicht nur eine große, mehrere Wochen in Anspruch nehmende Arbeit, sondern auch eine solche, die selbst Frauen und junge Burschen ausführen konnten. Die Belohnung wurde niedrig gestellt. Auf Gosen-er Grund erhielten Frauen sechs, ältere Männer neun

Pence am Tag; in der Kloof rüstige Männer einen Schilling, Burschen neun Pence; dabei hatte jeder sein Beil zu stellen. Und nun wurde zugleich bekannt gegeben, daß im Missionsladen die Preise für Lebensmittel so niedrig wie möglich gestellt werden würden, damit jeder so viel verdienen und anschaffen könne, daß er sich und die Seinen gut durchbringen könne. Um Mißbräuchen vorzubeugen, wurde der Lohn nicht in bar, sondern in Waren ausgezahlt; wenn möglich sollte das Geld, was dazu nötig war,

sich zu erarbeiten oder auch ihre Schulden abzutragen. Es fiel dem Missionar ein Stein vom Herzen, wenn er nun die Leute nicht mehr hungrig zu sehen brauchte. Und eine große Freude war es, wenn morgens, nach dem bei Sonnenaufgang stattfindenden Morgensegen, die Schar der Frauen, mit Beilen bewaffnet, zum Appell antrat und dann fröhlich scherzend gegen die Boshes zu Felde zog. Die Männer waren schon vor Sonnenaufgang in die Kloof gestiegen, wo sie unter Herrn Kuhns Oberaufsicht standen.



Erholungshaus unserer Mission in Wittewater, Südafrika.

einmal aus der Gemeindefasse zurück-
erstattet werden, da die Arbeit ja der
Gemeinde zu gute kam, und eigentlich
als Gemeindefarbeit ohne Bezahlung ge-
leistet werden sollte.

Der Vorschlag fand allgemein dank-
bare Zustimmung und so war die Arbeit
bald im Gange. Welch ein Segen ist
es doch, sagen zu können: Die Gemeine
arbeitet. Und es war wirklich die Ge-
meine, denn an manchen Tagen waren
über vierzig Männer und Burschen und
dreißig Frauen am Werk; selbst besser
Gestellte waren nicht zu stolz, auf diese
Weise etwas Kaffee, Zucker oder Zeug

Der für den Missionar schönste, wenn
auch arbeitsreichste Tag war der Sonn-
abend mit seiner Löhnung, an dem
höchstens bis Mittag gearbeitet wurde.
Da gab es bis zum Dunkelwerden im
Laden alle Hände voll zu tun, um die
verschiedenen Wünsche zu befriedigen.
Nach Kaffee und Zucker, Mais und Mehl,
Tabak und Seife, Zeug und Hemden,
Jacken und Hosen, Petroleum und Zünd-
hölzern wurde gefragt. Es wäre kaum
möglich gewesen, die Arbeit zu bewältigen,
wenn nicht Schwester Gerike tüchtig ge-
holfen hätte, und wenn nicht eine Menge
von Düten vorher abgewogen worden

wären. Rechtschaffen müde, aber frohgestimmt, ging der Missionar dann gegen Abend an die Vorarbeit für den Sonntag, gehoben durch das Bewußtsein, daß heute ein jedes ohne Sorge um das tägliche Brot seine Ruhestatt auffuchen könnte. Zwei volle Monate hindurch langte das bereitgestellte Geld, und es genügte, um über die schlimmste Notzeit hinweg zu helfen. Und wenn auch noch nicht alle Büsche ausgerodet worden waren, so

schrecken störten nicht allzusehr, da ihnen auf dem Fuße folgten die großen „Heuschreckenvögel“ (wie man dortzulande die Störche nennt). Bruder Marx schrieb: „Nie habe ich Derartiges gesehen, wie auf einer Fahrt von Cathcart nach Gosen am 4. Dezember. Zu Tausenden (die Zeitungen sprachen von 6000) hatten sich die schönen Tiere am Wege entlang niedergelassen und bedeckten die Weidenzweige und Dornbäume wie eine Herde



Schulhaus in Goodoverwacht, Südafrika.

war doch die Kloof bis auf eine kleine Ecke gesäubert.

Eine viel tiefer greifende und nachhaltigere Hilfe wäre es freilich gewesen, wenn die Felder wieder ihren vollen Ertrag geliefert hätten; doch des Herrn Stunde war noch nicht gekommen. Die Weizenernte fiel infolge der Trockenheit wieder recht kärglich aus; Gott sei Dank aber geriet die Hauptfrucht, der Mais, gut, und auch die Schwärme von Heu-

Schafe. Nicht im geringsten scheu, ließen sie sich durch das Herannahen der Karre (des Wagens) kaum stören, und wir genossen mit Entzücken die Gelegenheit, diese Freunde aus der Heimat zu beobachten. Ob sie uns Grüße von dort brachten und die unseren mitnahmen? Möglich wäre es schon, denn nach Zeitungsberichten soll man solche gefunden haben, welche Zeichen von Deutschland und Ungarn an sich trugen!



In den Hochgebirgsfrühling hinein!

Predigtreise in das Nubralal im Himalaya, ausgeführt von G. Reichel vom 7. bis 18. Juli 1913.

Bruder Reichel bereiste im letzten Sommer von Leh aus das seit langem nicht mehr besuchte Nubralal. Wie mannigfache Gelegenheit bot sich ihm da, neues Land und neue Leute kennen zu lernen! Nubra, ein Seitental des Indus, an dem Leh gelegen, ist zwar nur eine halbe Tagereise von Leh entfernt, aber der Zugang zu ihm ist erschwert durch den Karongpaß, der im Norden von Leh in einer

war das diesseitige Lager am Fuß des erwähnten Passes erreicht. Am nächsten Morgen um 9 Uhr stand man auf der Paßhöhe und sagte dem Leher-Tal auf elf Tage Zebewohl. Dort, tief unten — erzählt Br. Reichel — in jenen Baumgruppen lagen die trauten Missionshäuser im Morgenlicht. Vor uns war ein steiler Abstieg über Schnee und Eis zu einem kleinen See. Unsere zwei Mats mit den



Lamas segnen die Felder im Frühling.

Höhe von 5858 m aufsteigt und die Welt abschließt. Im Frühjahr 1913 hatte er noch besonders lange Schnee auf seinen Höhen. Als Reisebegleiter ging diesmal der Wetterbeobachter Dewasong mit, der schon immer gern einmal auf eine Predigt-tour mit ausgezogen wäre, aber keine Vertretung für seinen Wetterdienst fand. Montag den 7. Juli nachmittags 2 Uhr brach man zu Fuß auf. Um 7 Uhr

Lasten waren schon voraus, und wir sahen sie am Schneerand des Sees entlang klettern; so plump sie auch aussehen, im Klettern über den Schnee sind sie geschickter als alle Tiere, darum werden sie fast ausschließlich als Lasttiere über diesen Paß benutzt. Varkander Kaufleute trieben im Frühjahr ihre Pferde mit Lasten dort hinüber, aber manch armer Gaul hat dafür büßen müssen,

manches Gerippe sah man dort bleichen.

Solch ein Paß ist bei Tauwetter wie ein Schwamm, über Schnee, Rasenstücke und Steingeröll panscht man dahin. Aber schön ist diese Hochgebirgswelt! Murmeltierchen laufen geschäftig umher und sitzen aufrecht vor ihrer Höhle oder piepsen vor lauter Lebenslust. Die ersten

d. h. Rasen der Großen genannt. Die Bergwände sind steiler und dunkler als auf der Leher Seite.

Um 4 Uhr taucht das Dörfchen Kardong mit seinen zerstreuten Häusern auf. Bäume waren kaum zu sehen. Eine große Gesellschaft Yarkänder stieg hier ab. Kaum hatten wir unsern Tee gemacht, da saß auch schon eine ganze



„Vor diesem Haus des Puntfog Trashy (in Zultamm im Kubra-Tal) tranken wir unter einem wunderschönen Apfelbaum unsern Tee.“

Schmetterlinge flattern, und Blumen wachsen auf schneefreien Plätzchen, Vögel zwitschern, und Eidechsen gleiten gewandt zwischen den Steinen dahin. —

Bald haben wir den Schnee hinter uns, und vor uns dehnt sich eine weite Matte, auf der Ziegen, Schafe, Kühe, Yaks, Pferde und Esel weiden. Das ist die Alm von Kardong, Spangpo tschek,

Anzahl unserer bezopften Freunde mit am Feuer und nahmen gern das Anerbieten an, eine Tasse Tee mit uns zu trinken. Als ich mir eine Zigarre anzündete, meinte einer: „Der Taback der Europäer sieht ja aus wie Nudeln.“ Den Wink mit dem Zaunpfahl verstand ich und gab ihm eine Zigarre, die dann als Friedensspeife im Kreise herumging.

Abends hatten wir trotz der Kleinheit des Dorfes 80 Zuhörer.

Am 9. Juli ging's in das eigentliche Abruzzo zum Shajog-Fluß hinunter. Zunächst führte der Abstieg am brausenden Kardong-Wasser entlang, das hier durch einen Wald von Rosen und Tamarisken schäumt. Gegen Mittag bogen wir in's eigentliche Shajog-Tal hinein. Breit und majestätisch floß der Strom dahin; noch führte er das klare grüne Winterwasser, da wegen des kalten Wetters die Gletscher noch nicht tauten. Kulissenartig schoben sich die mächtigen Wände auf beiden Seiten hintereinander. Die Szenerie erinnert etwas an's Rheintal, nur daß hier und da einer der Riesen mit dem Schneehaupt gekrönt war.

Ein anmutiger Weg durch niedrige Waldungen führte bis Kalsar, wo wir unter großen Bäumen ein zweites Frühstück machten. Dann wurde der Weg öde, über Sand und Steingeröll ging's der Brücke zu, die die englische Regierung wegen des regen Verkehrs mit Partand bei Tirit hat bauen lassen. Drüben lag ein Dörfchen; in diesem blieben wir in einem Bauernhaus zur Nacht. Die Bäuerin war erst bedenklich, ob wir nicht das Land ausfaugende Beamte wären. Als ich ihr aber am nächsten Morgen noch etwas für die Herberge gab, entschuldigte sie sich, daß sie nicht noch Milch, Eier und dergleichen angeboten hätte. — Wir hatten hier wenige, aber recht aufmerksame Zuhörer. Schon hier fiel mir auf, daß die Mundart anders war als in Leh, dadurch wurde das Reden mit den Leuten sehr erschwert.

Am 10. Juli ging es in's Tal des Tarma-Flusses hinein. Mittags waren wir in Ssumur, das im Grünen versteckt liegt, freundlich wie seine Bewohner, die

auch sehr lernbegierig waren. Ich konnte eine ganze Anzahl Schulbücher verkaufen.

Am 11. Juli war Panamig erreicht. Der Weg dorthin führte durch viele Dörfer; nur die wenigsten aber konnten wir besuchen; das genannte ist die letzte größere Ortschaft, ehe die Handelsstraße nach Partand in die wilden, öden Bergzüge der Karakorumkette eintritt. Hier befindet sich ein britisches Überwachungs-Büro für den Partander Handel; ein eingeborener Beamter steht ihm vor.

Eine Sehenswürdigkeit sind hier heiße Quellen. Zwei Bäche rieseln einen Abhang hinab; diese enthalten mineralische Salze, die gegen Rheumatismus und Halsleiden benutzt werden. Panamig ist also unser Ladaker Ems. Der dicke und freundliche Dorfschulze ist für seine Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit bekannt.

Der 12. Juli sah uns wieder auf dem Rückwege aus diesem Tal, das in weitem Bogen von Bergen umzogen ist und einen entschieden alpinen Eindruck macht. Überall sah man in der Schönheit die Reste der Verwüstung, die der Fluß voriges Jahr angerichtet hat; im oberen Tal hatte sich hinter einem Gletscher ein See gestaut, der war plötzlich gebrochen und hatte alles mit sich fortgerissen, weite Strecken überschwemmt und Waldungen versandet; hundert Ziegen und Schafe soll dabei ein Mann in Ssumur verloren haben.

Auf dem Rückweg fanden wir bei Tirisha die richtige Straße. Wir waren nämlich auf dem Hinweg an einer nackten Felswand entlang geklettert, da ein Flußarm den geraden Weg versperrte. In einem Dorfe tranken wir vor dem Haus des Puntfog Trashi unter einem wunderschönen großen Apfelbaum unsern Tee. Die Ortschaft besteht nur aus zwei

Häusern. Die Leute waren freundlich, brachten uns saure Milch und geröstetes Gerstenmehl und baten um Bücher zum Lesen. Ich erzählte die Geschichte vom Pharisäer und Zöllner und gab ihnen das Lukas-Evangelium, was sie gern annahmen. Wir hatten nur fünf Zuhörer, aber wohl die aufmerksamsten auf der ganzen Reise. Die Nacht verbrachten wir in Lagzhung (gesprochen Lagschung), dann ging es nach Hundar, dort Aufnahme im Schloß. In diesem Dorfe wohnt die Mutter unseres Schullehrers Josef, der dorthier gebürtig ist, ich besuchte sie und erhielt sechs Eier. Das ist das größte Dorf in Nubra und zählt hundert Häuser.

Eine zentrale Lage im ganzen Tal nimmt Deskyid ein, das wir vor Hundar passierten. Wenn wir nur dort eine Missionsstation gründen könnten! Die Leute fragten auch, wann sich die Mission hier niederlassen würde; also sind wir ihnen nicht gleichgültig! Hier hatten die Leute viel mit Bewässerung ihrer Felder zu tun, wir hatten daher nicht viele Zuhörer.

Nun blieb uns als Predigtplatz nur noch Kalsar übrig. Das liegt in einem kleinen, runden Talkessel abseits von der Hauptstraße, friedlich für sich. Der Dorfschulze leidet am Ausatz. Ich empfahl ihm, in unser Ausätzigen-Asyl nach Leh zu kommen.

Am 16. Juli waren wir wieder in Kardong, nächtigten im Zelt, das der überlaufende Dorsteich zu unserer Überraschung überschwemmte. Unsere Sachen wurden naß. Der Abstieg zum Karsongpaß von Nubra her ist sehr steil und erfordert drei Stunden. Wir gingen mit einer Karawane von hundert Yaks. Das letzte Stück des Abstiegs ist eigentlich nur noch eine glatte, steile Schneerinne.

Ein müder Yak wollte sich hinlegen, rutschte dabei aus und fuhr mit Gewalt hinunter in den See, sodaß mein Begleiter und ich, die hinter ihm gingen, uns schnell zur Seite auf den Schnee retteten. Wir dachten nicht anders, als daß der Yak verloren sei. Aber was wars? Mit bewundernswerter Geschicklichkeit hielt er sich halbwegs, stand auf und setzte seinen Weg ruhig fort.“

Von dieser Paßhöhe sahen die Reisenden schon Leh im Mondschein liegen und brachen kurz vor Mitternacht auf, um, während es noch fror, über Schnee und Gletscher zu kommen. Jenseits des Indus baute sich wie eine Mauer die Gletscherkette auf, gekrönt mit der Stoger Spitze. Am 17. Juli früh acht Uhr gab es ein frohes Wiedersehen in Leh; Br. Reichel traf die Seinigen gesund an.

Möchte in diesem gesegneten Nubratale die Mission dauernd eine Stätte finden!



Aus der Heimat — Für die Heimat.

Eine Professur für Missionswissenschaft an der Universität Berlin. Nach dem Vorgang der Universität Halle ist nunmehr auch an der Universität Berlin eine besondere Professur für Missionswissenschaft begründet und auf den Lehrstuhl der bisherige Berliner Privatdozent D. Julius Richter (Berlin-Steglitz) berufen worden, mit dem Auftrag, die Missionswissenschaft an der Universität im vollen Umfang zu vertreten. Professor D. Julius Richter genießt als Mann der Wissenschaft und als Organisator auf dem Großgebiet der Äußerer Mission in weitesten Kreisen Deutschlands wie auch im Auslande hervorragendes Ansehen. Über seinen Lebenslauf ist folgendes bekannt. Geboren 1862 zu Groß-Ballerstedt bei Osterburg, studierte Julius Richter in Leipzig und Berlin, besonders bei den Professoren Bernhard Weiß und G. Warnck, besuchte das Domkandidatenstift in Berlin, bestand 1885 die erste und 1888 die zweite theologische Prüfung, war dann als Pastor tätig in Pröttlin bei Wendisch-Warnow, in Rheinsberg und 1896—1912 in Schwanebeck bei Belgig. 1900—1901 unternahm Richter eine Studienreise nach Indien. 1908 ernannte ihn die Berliner theologische Fakultät zum Doktor theol. und 1910 die Universität Edinburg zum Doktor of Divinity. Am 24. Februar 1913 habilitierte er sich an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin für Missionswissenschaft mit einer Schrift: „Die aus der gegenwärtigen Weltmission sich ergebenden Aufgaben der Missionsforschung“. D. Richter ist Begründer der „Evangelischen Missionen“ (1895), seit 1908 Mitherausgeber, seit 1910 verantwortlicher Redakteur der „Allg. Missionszeitung“, ferner seit 1909 Herausgeber

der „Jahrbücher“ der Vereinigten Deutschen Missionskonferenzen“. Von seinen Werken seien genannt: „Evangelische Mission im Nyassalande“ (1891), Uganda, ein Blatt aus der Geschichte der evangelischen Mission und der Kolonialpolitik“ (1893), „Aus dem kirchlichen und Missionsleben Englands und Schottlands“ (1898), „Vom großen Missionsfelde. Erzählungen und Schilderungen“ (1900), Die Deutsche Mission in Süd-Indien“ (1903), „Nord-Indische Missionsfahrten“ (1903), „Indische Missionsgeschichte“ (1906, engl. 1908), „Mission und Evangelisation im Orient“ (1908), „Missionswissenschaftliche Studien“ (1904), „Die Einwurzelung des Christentums“ (1906). Der vor wenigen Wochen begründeten und unter kaiserlichem Protektorat stehenden Stiftung „Deutsche Evangelische Missionshilfe“ gehört Professor D. Richter als Vorstandsmitglied und Schriftführer an.

Auch das Hamburger Kolonial-Institut hat nunmehr seinen Missionsprofessor, sofern der in Hamburg wohnende Missionsinspektor der Norddeutschen Mission M. Schlunt zum Dozenten für Missionskunde ernannt wurde und ihm nunmehr zu Ostern für seine beiden Bücher über das Schulwesen in den Kolonien, zu dem sämtliche, auch unsere Missionare in den Kolonien, wertvolles Material geliefert haben, seitens der theologischen Fakultät der Universität Halle der Grad des Lic. theol. h. c. verliehen wurde.

Fröhliche Geber. Br. Merten erzählt aus der Rheingegend von fröhlichen Gebern, die er auf seinen Wanderungen traf: Hier war eine Frau, die ihm den Erlös der Sonntagseier von ihren Hühnern einhändigte. — Dort fand er eine Witwe, die gerade nicht

bei Kasse war und sich daher genau erkundigte, wo Br. Merten acht Tage später sein würde, damit sie — wie es schien — ihm etwas Geld schicken könnte. Aber nein: Acht Tage später kam die Frau selbst angepilgert und übergab ihm für die Mission die schöne Summe von hundert Mark. Davon sollte niemand wissen, auch die Postbeamten nicht. — Ein andermal übergab mir, schreibt Br. Merten, ein junges Mädchen die goldene Brosche und Ohrringe ihrer verstorbenen Mutter mit der Bemerkung: Sie wolle dergleichen nicht tragen, ich solle sie nur zum Besten der Mission verkaufen. Das wäre nach dem Sinne der Mutter die beste Verwendung. — Selbst an Humor fehlte es nicht. Ein lieber Freund drückte mir beim Abschied eine Missionsgabe in die Hand mit der Bemerkung: „Da haben Sie noch ein kleines Trinkgeld!“ — Und ein Zeichen von Weitherzigkeit: Ein lieber Pfarrer fügte einer Geld-Postsendung die Worte bei: „Auch im Reiche Gottes darf man nicht alles auf eine Karte setzen; man muß doch auch „die Brüder“ leben lassen.“ Gott vergelte alle Liebe für ihn und sein Reich und unsere Mission!

Bücheranzeige.

Von der finanziellen Notlage unserer Mission gibt eine Schrift von Br. P. Hennig, Vorsitzendem der Missionsdirektion, eingehenden Bericht. Sie ist zum Preis von 30 Pfg. von der Missionsbuchhandlung Herrnhut zu beziehen. Wir bitten unsere Freunde herzlich, den Notstand zu Herzen zu nehmen und

uns mit reichen Gaben zu unterstützen, damit wir nicht etwa gar genötigt sind, unsere Arbeit einzuschränken. Für die Berliner und für die englische kirchliche Mission haben die Notzeiten großen Segen im Gefolge gehabt und allerwärts regt sich der fröhliche Geist mutigen, glaubensfrohen Vorwärtstrebens und darum großer Opferfreudigkeit. Dieser Geist durchzieht auch die große Gemeine der Freunde unserer Brüderrmission. Allenthalben sollten Sammlungen für unsere deutsch-ostafrikanische Mission eingeleitet und die ernste Lage dem Herrn im Gebet vorgetragen werden!

Eine Ergänzung zu der oben genannten Schrift bietet die von Th. Bechler: **Unruhmwese in Deutsch-Ostafrika — Darf die Brüdergemeine dies Missionsfeld verlassen?** Verlag Missionsbuchhandlung Herrnhut 1914, 24 S., 10 Pf. Behandelt die gegenwärtig brennendste Frage im Arbeitsbereich der Brüdergemeine, die die bevorstehende Generalsynode im Mai und Juni ernstlich beschäftigen wird. Laßt uns im Beten, Glauben und Geben zusammenstehen!

O. Uttendorfer, W. E. Schmidt:
Die Brüder. Aus Vergangenheit und Gegenwart der Brüdergemeine. Unitätsbuchhandlung Gnadau 1914. Geb. 5 Mk. Außerst interessante Stücke aus der Geschichte der Brüdergemeine.

Quittung.

Für die Missionsschuld durch Fr. Weinig, Eibau, Mk. 10.—

Expedition der Missionsverwaltung
Herrnhut.

